

Besprechung.

RICHARD WAHLE. Das Ganze der Philosophie und ihr Ende. Ihre Vermächtnisse an die Theologie, Physiologie, Aesthetik und Staatspädagogik. Zweite unveränderte Auflage. Wien u. Leipzig, Braumüller. 539 S. 1896.

Da beinahe zwei Drittel des W.'schen Buches der Psychologie gewidmet sind, so ist es wohl gerechtfertigt, wenn wir an dieser Stelle darüber Bericht erstatten.

Freilich ist es schwer, zu dem Werke Stellung zu nehmen. Tritt es doch mit einem so anspruchsvollen Selbstbewusstsein auf den Plan, daß einer ruhigen Kritik die Aufgabe recht erschwert wird. Der Verfasser vindicirt sich eine Art gottbegnadeten Prophetenthums, glaubt mit vollster innerster Ueberzeugung, nunmehr das letzte Wort in der Philosophie ein für allemal gesprochen und das jüngste Gericht über Alles, was Philosophie, Speculation, Metaphysik, Psychologie heißt, abgehalten zu haben. „Ist das, was hier geboten ward, nichts — gut, so ist es Alles, was Menschen in dem Streben nach Orientirung im Ganzen je wissen werden. Die feine Linie wollten wir bleibend für alle Zeit ziehen, auf deren einer Seite sich unerlaubte Gedankenlosigkeit, auf deren anderer sich unerlaubte Gedankenüberhebung breitet... Möge die Zeit anbrechen, in der man sagen wird, einst war Philosophie.“

Soll man hierüber mit dem Verfasser rechten? Soll man des Langen und Breiten auseinandersetzen, warum seine ungeheure Zuversichtlichkeit uns nicht mitzureißen vermochte, warum durch die Lectüre der 539 Seiten unser Glaube an die Zukunft der Philosophie nicht erschüttert wurde und warum uns die neue und definitive Lehre in ihren Grundgedanken gar nicht so neu und in ihrer Bedeutung gar nicht so definitiv erscheinen will?

Ich glaube den Lesern dieses Referats einen besseren Dienst zu leisten, wenn ich mich auf eine rein sachliche Berichterstattung beschränke. Ich werde das Buch nicht behandeln als das, was es sein will, sondern als das, was es ist, als ein Buch unter vielen, ein Buch, in dem ein weder besonders origineller noch besonders tiefgründiger Denker seine Ideen über Gott und die Welt, über seelisches Leben und menschliches Handeln, über Wissen und Erkennen niedergelegt hat.

Das Resultat seines Unternehmens faßt W. zum Schluss des Buches dahin zusammen: „Wir meinen, die Menschheit müsse sich, armselig wie sie ohne Offenbarungen ist, mit einer nothdürftigen wechselseitigen Ordnung der Entfaltung seiner Individualitäten und einer Kenntniss der Successionen ihres einzigen Datums, nämlich der ausgedehnten sogenannten Vorstellungen — also einerseits mit einem gewissen Extensivismus — begnügen; und andererseits sei ihr die Kenntniss beschieden, daß alle Kräfte und Factoren unerkannt wirken, daß sie nicht einmal glauben dürfe, sie sei ein Wissendes, sondern daß sie nur schlechthin so sei, daß ihr alle Principien verschlossen seien — was man einen Agnosticismus nennen könnte.“

Sehen wir zu, wie W. diesen Satz durchführt.

Die drei Hauptprobleme der Philosophie: das Körperliche als solches, das Geistige als solches und der Proceß als solcher, sind nicht mehr als Probleme; von einer Lösung derselben durch die Philosophie und ihre Adnexe sei keine Rede. „Wissenschaften sind unendlich, die Philosophie aber muß bald beendigt sein.“ — Die vielgepriesene Logik ist weder Wissenschaft noch Kunst; ihr einziger Werth liegt darin, eine Disciplin, d. h. eine Verstandesübung für Schüler zu sein. Das Ideal seiner Lehre soll die Sicherheit sein, welche die Mathematik besitzt. Deren Axiome sind aber nur deswegen so sicher, weil es rein analytische Urtheile sind, die lediglich auf dem Satz der Identität beruhen. So sind die geometrischen Axiome z. B. aus dem einen und einheitlichen Raume, in dem wir leben, abstrahirt. Daß die Axiome wirklich ableitbar seien, will er nun dadurch erhärten, daß er ein Axiom: Die Gerade ist die kürzeste zwischen zwei Punkten — regelrecht beweist. Dieser Beweis wird freilich nur durch einen merkwürdigen Widerspruch möglich. Auf S. 52 nämlich wird „grade“ definirt als das, was sich drehen kann ohne jede Veränderung, auf S. 57 aber wird Drehen durch Einnehmen einer neuen Lage, also durch Veränderung definirt: wie will das stimmen?

Das zweite Buch enthält nun W.'s Metaphysik. Es zerfällt in die Abschnitte „die Welt“ und „das Absolute“. Es giebt nichts in der Welt als flächenhafte Vorkommnisse, und es ist dasselbe Vorkommniß, das man entweder Gegenstand oder Empfindung nennen kann. W. vertritt somit einen Phänomenalismus, wie wir ihm oft begegnen. Bemerkenswerth ist aber, daß in diese Lehre, welche die kritischste der kritischen sein will, das Postulat einer unbekanntten Ursache der Erscheinungen mit naivem Dogmatismus eingeführt wird. Diese unbekanntten Ursachen nennt er Urfactoren. — Und was ist nun Seele, Individuum, Ich? Daß wir Individuen sind, ist nur ein unbewiesenes Vorurtheil (S. 72); einen einheitlichen Träger des Bewusstseins giebt es nicht; „unter ‚Ich‘ versteht man Fühlen, Urtheilen, Phantasievorstellungen, Willenskraft etc. So oft nun solche Gattungen von Vorkommnissen in verschiedenartigster Weise auftreten, hat man ein ‚Ich‘“. Fürwahr, eine einfache und bequeme Lösung dieses tiefsten und schwierigsten psychologischen Problems!

Auf Grund dieser Voraussetzungen geht W. nun daran, mit der bisherigen Metaphysik abzurechnen, was dadurch geschieht, daß ihre sämtlichen allgemeinen Begriffe Raum, Zeit, Substanz, Ursächlichkeit (die er

doch selbst zu seinen Urfactoren so nothwendig braucht), Form u. s. w. als widersinnig oder als leer oder als „tolle Fiktionen“ hingestellt werden.

Die Seele (S. 118) ist, wie schon gesagt, nicht eine einfache Substanz. „Dasjenige, was den Vorkommnissen vorsteht, die wir psychische Erscheinungen nennen, dasjenige, was die individuelle Sphärenabgrenzung bewirkt, das ist bei den Urfactoren.“ So begegnen wir immer und immer wieder dort, wo andere Theorieen eine den Thatsachen entsprechende Hypothese aufzustellen suchen, der allerdings viel bequemeren Zurück-schiebung auf die Urfactoren, bequemer deshalb, weil hier eine Differen-zirung des Hypothetischen je nach der Eigenart des zu Erklärenden über-flüssig wird. Daraus wird auch jener Eindruck der Aermlichkeit ver-ständiglich, den die W.'sche Lehre fast in allen Punkten macht.

Im zweiten Hauptstück behandelt die Metaphysik das Absolute, d. i. die Gottheit. Nicht beweisen läßt sich Gott, wohl aber läßt sich die Existenz eines planvollen Principis, das den Actionen zu Grunde liegt, ahnen (S. 135). Denn Schmerz als das absolute Uebel und Liebe als das absolut Werthvolle müssen wir im Absoluten anders vertheilt denken, als diese Welt sie uns zeigt. —

(S. 156). „Wir wollen nunmehr jene Psychologie darstellen, welche einzig und allein des wissenschaftlichen Betriebes fähig ist, und es sollen dadurch alle anderen Psychologieen hinfällig werden.“ Dieser Darstellung ist das dritte Buch gewidmet, welches in fünf Hauptstücke gegliedert ist.

Psychologie ist nach W. gar keine eigentliche Wissenschaft; sie hat nichts zu erklären, sondern nur „den phänomenalen Bestand an Er-eignissen zu ermitteln, für welche die Physiologie die Gesetze... eruiren soll“. Sie ist demnach nichts als Handlangerin der Physiologie und wird hoffentlich bald überflüssig sein. Ihre einzige Methode ist die Selbstbeobachtung; vom Experiment, vom Studium der Geisteserzeugnisse wie Sprache und Sitten, von Psychopathologie u. s. w. ist nichts zu er-hoffen. (So sagt W. schon im Vorwort: „Mit dem Rufe nach psycho-logischen Laboratorien streut die Psychologie nur Sand in die Augen.“ Ob W. den Arbeitsbetrieb psychologischer Laboratorien wohl anders als — durch Hörensagen oder durch Lectüre kennt?) — Wirkliche Erklärung des Psychologischen liegt nur dort vor, wo wir psychischen Erscheinungen physiologische Vorgänge coordiniren. Dieses Coordinationssystem wird nicht etwa als Hypothese, sondern als selbstverständliche Vorbedingung für alles Forschen hingestellt; und die auf das Psychische selbst gerichtete Beobachtung wird immerfort durch den Gedanken beeinflusst: paßt diese Beobachtung auch ins Coordinationssystem? Da nämlich, wie W. meint, den Bewegungen in Hirn und Nerven nur Vorstellungen entsprechen und nichts Anderes, so giebt es auch nur Vorstellungen und nichts Anderes; für alles Andere, z. B. für psychische Acte, für Gefühle, giebt es nichts coordinirbares Physiologisches, folglich existiren sie nicht. Alles Seelische ist somit nur Vorstellung oder Aggregat von Vorstellungen. Was nicht Aggregat-Psychologie ist, ist Pseudo- oder misrathene Psychologie, die ihre Phänomene nicht einmal beschreiben kann. Es giebt externe Vorstellungen (Empfindungen) und subjective, die er auch Miniaturen jener nennt. Aus diesen beiden Gruppen besteht das gesammte Seelenleben. —

Jede Vorstellung ist etwas absolut Einfaches; es ist Unsinn zu sagen, daß in ihr zugleich ein Mehreres, etwa Intensität und Qualität enthalten sein solle. Was wir außer der einfachen Qualität an der Vorstellung wahrzunehmen glauben, ist nichts als ihre Beziehung zu anderen. Aehnlichkeit und Gleichheit kommt nicht den Vorstellungen selbst zu, sondern bedeutet nichts als ihre „Verwechselbarkeit“. (Was mir eine *petitio principii* zu sein scheint: denn warum sind sie verwechselbar? weil sie ähnlich sind.) — S. 186. „Es giebt für wissenschaftlichen Betrieb nur die Summenpsychologie oder überhaupt gar keine; jede andere ist mystisch, alogisch.“ Eine wahre Summenpsychologie aber, meinen wir, wäre völlig unzureichend. Weifs denn W. nicht, daß das Wesen der Summe darin besteht, daß die Glieder da sind, ganz gleich, in welcher Reihenfolge und Anordnung? Und wird nicht das psychische Leben gerade dadurch in seiner Eigenart bestimmt, daß die Elemente in ganz bestimmten Constellationen und Beziehungen zu einander stehen? Wenn W., was oft geschieht, von „Constellationen“ spricht, giebt er damit nicht, ohne Wissen und Willen, die „Summe“ auf? Es geht eben nicht ohne einen formalen Gesichtspunkt, und wenn man ihn auch öffentlich perhorrescirt, so drängt er sich inofficiell wieder ein.

Im nächsten Kapitel bekämpft W. den Begriff der Empfindungsintensität, wozu namentlich der alte Einwand herhalten muß, daß man nicht sagen könne, eine Empfindung betrage das Vielfache einer anderen. Und da Intensität nicht existirt, so ist sie natürlich auch nicht meßbar. Die Frage WEBER's gehe im Grunde gar nicht auf Empfindungsabstufungen, sondern habe die Bedeutung: Bei welcher Aenderung eines Reizes entsteht eine Aenderung der Empfindung?

Das zweite Hauptstück behandelt die Empfindungen und stellt an die Spitze die Erörterung ihrer Flächenhaftigkeit. Wer sich zum räumlichen Nativismus bekennt, wird mit Vielem einverstanden sein, wenn man auch der Einseitigkeit, mit der das räumliche Element betont und von jeder Empfindungsgattung behauptet wird, nicht zustimmen kann. Die Physiologie hat die Extensität als primäres Datum hinzunehmen, und dazu die Coordination zu suchen. — Da die Netzhaut eine zusammenhängende Fläche liefert, so sehen wir auch an der Stelle des blinden Flecks, nämlich ein „Dunkel-grau-violett“. (Ob das, was W. hier sieht, nicht einfach dem Gesichtsfeld des anderen Auges zuzuschreiben ist?) — Es folgt eine lange Auseinandersetzung über das einfache Sehen mit zwei Augen, wobei ein Autor, vermuthlich HELMHOLTZ, seitenlang in Anführungsstrichen citirt und kritisirt, aber nicht genannt wird. Dies sich wiederholende Verschweigen der Namen excerptirter und bekämpfter Forscher wirkt störend und — verstimmend. — Das einzige directe optische Raumdatum ist die Fläche. „Die Tiefe ist eine Gedankenzugabe, die das Ich zur Fläche hinzufügt, eine Anzeige des Ich, in den verschiedensten Abkürzungen ausgedrückt, daß es in einem gewissen Bewegungsverhältnisse zu dieser Fläche steht.“ (S. 233.) Und zwar ist diese optische Fläche eine Planfläche. (Die Differenzierung von „plan“ und „gewölbt“ ist ja auch erst durch die Tiefendimension möglich! Ref.) Im Weiteren wendet sich Verf gegen die Theorie

der „Nach-aussen-Projicirung“ unserer Gesichtseindrücke. Das Bild ist nicht in der Netzhaut, sondern primär da draussen.

Bei der Eintheilung der Empfindungen behält W. die alte Fünffzahl bei, indem er Tast-, Druck-, Temperatur-, Muskel- und andere Empfindungen als „Leibesempfindungen“ zusammenfaßt. Diese Terminologie scheint nicht empfehlenswerth, da durchaus nicht alle hierhergehörigen Eindrücke auf die subjective Beschaffenheit des Leibes bezogen werden. Die Rauigkeit, die ich taste, kündigt mir ebenso etwas Externes, wie die Farbe, die ich sehe. Auch die Leibesempfindungen sind nach W. an sich extensiv; doch ist die Formung der Leibesfläche nach der dritten Dimension ebensowenig Empfindungsthatsache wie die Tiefe des gesehenen Raumes. — Die Empfindungen des Leibes sind nach den Stellen qualitativ verschieden. Die Temperaturempfindungen sind nicht etwa intensiv verschieden abgestuft, sondern bilden lauter eigenartige Qualitäten. Lust- und Unlustempfindung sind „nicht eine unmittelbare Qualität, sondern die Reaction unserer Persönlichkeit auf eine Qualität mittels Vorstellungen und Bewegungstendenzen, das, was wir zu einer Qualität sagen . . .“ (S. 301. Dies merkwürdige „Wir“ und die mystische „Persönlichkeit“ sind in einer Aggregatspsychologie eigentlich nicht zuzulassen. Gefragt würde W. allerdings sagen, daß er darunter etwas Aehnliches verstehe, wie das, was HERBART als „Apperceptionsmasse“ gegenüber der neu zu appercipirenden Vorstellungen bezeichnet. Correct also müßte W. sagen: „Unter Lust- und Unlustempfindung ist zu verstehen die Reaction gewisser Vorstellungen auf eine Vorstellung mittels Vorstellungen.“ So sehen die Consequenzen einer wirklich durchgeführten Vorstellungs-Aggregat-Psychologie aus.)

Nachdem die Psychologie der Zukunft die Gerüche und Geschmäcke auf einer halben Seite abgethan hat, werden die Töne erörtert, denen wieder in erster Linie Extensität zugeschrieben wird. Damit meint W. nicht etwa nur ein quasi-räumliches Moment im Tone (Massigkeit und Spitzheit [STUMPF]); nein, für ihn ist der Schall genau in eben solcher Weise flächenhaft, wie die Farbe; W. spricht öfter von einer Schallebene (also auch die Formation dieser Fläche kennt er), die freilich in Bezug auf Schärfe der Abgrenzung mit den Conturen von fließendem Wachs zu vergleichen ist. Ursprünglich ist die Schallfläche schlechthin da; ihren bestimmten Platz, ihre Distanz von mir bekommt sie erst auf Grund von Relationen zu anderen Sinneseindrücken. — Es folgt eine Analyse der Töne, die unter Annahme der HELMHOLTZ'schen Hypothese nicht viel Neues bietet. Die Verwandtschaft der Töne wird wesentlich auf ihre Verwechselbarkeit reducirt. Die Töne verschiedener Octaven bezeichnet er, warum, wird nicht klar, als Klaffungstöne.

In der Farbe sind nicht etwa Sättigung und Intensität als besondere Momente zu unterscheiden; Alles sind verschiedene Qualitäten, über die man, zur Vorbereitung ihrer physiologischen Erforschung, ein Farbenlexicon anlegen müßte.

W. glaubt in der Theorie ohne Grundfarben auszukommen, doch ist seine Theorie, in der er die Farbenoctaven in gewisse Analogie zu den Tonoctaven bringt, nicht ganz einleuchtend.

Den sogenannten Gefühlen ist eine ganze Seite gewidmet; sie sind

für den Verfasser nichts als Leibesempfindungen, bezw. deren Reste, verbunden mit Phantasie- und Erinnerungsvorstellungen. Es folgt die Besprechung dieser letzteren; die Möglichkeit ihrer verschiedenen Localisation, während sie doch im Gehirn immer denselben Platz einnehmen, wird eingehend erörtert.

Nachdem W. so die Elemente des Seelenlebens hat Revue passiren lassen, geht er nunmehr daran, sie zu höheren Gebilden zusammenzusetzen. Wodurch unterscheidet sich die Vorstellung von dem Wissen von ihr, von ihrer Constatirung? Nicht dadurch, daß hier ein neuer eigenartiger Act, eine Thätigkeit, die sich ihrer bemächtigt, hinzukäme, sondern nur dadurch, daß wir „einerseits Vorstellungen schlechthin haben, andererseits Vorstellungen mit der Geschichte ihres Erreichens, Erlangens haben“. (S. 354.) In der Ausführung freilich vertritt W. dann doch Anschauungen, die sich von dieser, allerdings auch unbeweisbaren, These ziemlich weit entfernen. Z. B.: „Wir können ihn [den Begriff ‚gewußt‘] reduciren auf Actionen, auf ein Herstellen von Beziehungen“. (S. 359. Und wer agirt? Wer oder was stellt Beziehungen her??) — Zum Zustandekommen der abstracten Vorstellungen ist nöthig eine concrete Vorstellung bestimmter Beschaffenheit und ein eigenthümlicher Index resp. Proceß, welcher sich an diese Vorstellung anschließt. (S. 363. Was soll in einer Psychologie der Vorstellungssummen ein Index oder Proceß neben den Vorstellungen?) — Er schreitet nun in seinen Synthesen weiter. Die psychischen Vorkommnisse gruppiren sich zu zwei Hauptarten psychischer Reihen, die er als die des Erstrebens und die des Erreichens bezeichnet; dort dominiren die Empfindungen der Unruhe, hier die des Wohlbehagens. Wir dürfen es uns wohl versagen, im Speciellen darauf einzugehen, wie die verschiedenen Formen der Erreichungs- und Erstrebungsreihen zu Stande kommen; man wird vielfältig an HERBART'sche Constructionen erinnert. Die Liebe, der er einen besonderen Excurs widmet, ist nicht ein Gefühl, sondern eine „Stellungnahme“ zu dem geliebten Wesen. Wie man aber Stellungnahme als bloße Vorstellungssumme definiren will, bleibt mir unerfindlich.

Das Urtheil ist „das Verschwinden der Unruhe der Bedürfnisaction nach Eintritt einer Vorstellung“. (S. 384.) — Stimmungen sind Gefühle ohne Gegenstand des Gefühls. (S. 392.) — Ueber das „Schöne“ lehrt er uns Folgendes (S. 396/97): Das Bedürfnis, Lust und ihre Vorstellungen festzuhalten, heißt Empfindung des Schönen oder Gefallen. (Also: Das Bedürfnis heißt Empfindung, ist demnach ein Vorstellungsgebilde. Empfindung des Schönen ist somit die Vorstellung, welche eine andere Vorstellung festhält!) — An diese Betrachtung schließt sich ein längeres ästhetisches Intermezzo über das Natur- und Menschenschöne und über die verschiedenen Künste.

Das vierte Hauptstück seiner Psychologie handelt: Ueber die Gesetze des geistigen Lebens. Eigentlich giebt es Gesetze des geistigen Lebens, das ja nur ein Vorstellungsmosaik ist, überhaupt nicht. Der Versuch HERBART's, die Mechanik der Vorstellungen gesetzmäßig festzulegen, muß als gescheitert angesehen werden. Auch für die Willenshandlungen besteht keine Gesetzmäßigkeit; es giebt keine klarere Sache als den Indeterminismus. Nicht das widerstreitende Spiel der Motive, sondern die

wechselnde Constitution des Körpers wirkt entscheidend auf die Willenshandlungen. Endlich sind auch die Associationsformen keine wahren Gesetze; denn die Vorstellungen sind ja nicht das Wirksame, was andere Vorstellungen hervorruft. Im Allgemeinen wird eine früher dagewesene Vorstellung dann actuell, wenn sie gleichzeitig von mindestens zwei verschiedenen Seiten her angeregt wird.

Der nächste Abschnitt beschäftigt sich mit der Coordination von Gehirnelementen zu psychischen Successionen. Das allgemeine Schema des physiologischen Substrates stellt der Reflexbogen dar. Die folgende Darstellung giebt zwar nur die allgemeinsten bekannten Züge der Gehirnlehre, macht aber, zum Theil ganz treffend, auf manche Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten aufmerksam, die bei der Durchführung der Coordination sich ergeben. Namentlich findet die Deponirungstheorie wieder einmal berechtigte Bekämpfung. W. kann nicht glauben (und ich auch nicht), daß jede Vorstellung ihre disponible Depotzelle habe; er stellt dafür die Hypothese auf, „daß die Sinnestracte der Hirnrinde als ganze zugeordnet sind der jeweiligen Vorstellung, die von dem betreffenden Sinnesorgan als Ganzes dargeboten wird“. (S. 463.) Der Verschiedenartigkeit der Vorstellungen entsprechen dann nicht verschiedene Zellen, sondern verschiedene Bewegungs- und Erregungsformen in den ganzen Hirnpartieen.

Das fünfte und letzte Hauptstück der Psychologie ist der „Totalität eines individuellen Geisteslebens“ gewidmet. — Die Geisteskrankheiten, die oft noch falsch erklärt werden, sind nach W. dadurch dem Verständniß näher zu rücken, daß man die Analogie dazu im normalen Seelenleben angiebt. — In kurzen Ausführungen über Charakter, Talent und Genie findet seine Psychologie ihren Abschluss.

Ziehen wir ein Facit aus unserer Besprechung derselben, so müssen wir sagen: W.'s Psychologie bietet im Einzelnen manches Richtige, einiges Bemerkenswerthe, wenig Neues, im Ganzen ist sie verfehlt. Die Atomisirung des Seelenlebens ist so und so oft erfolglos versucht worden; und W. hatte eher weniger als mehr Glück, denn seine Vor- und Mitgänger. Die scheinbare Lösung zahlreicher und gerade der tiefsten Probleme wurde nur durch stillschweigende, ihm selber unbewusste Abbiegung von seinen Voraussetzungen möglich, und trotzdem ist die positive Ausbeute so ärmlich, daß wir darin alles Andere als das Ideal und Endziel psychologischer Forschung zu sehen vermögen. Wer die Sache schwerer nimmt, hat auch schwerer mit ihr zu ringen als es W. thut.

Ueber das vierte Buch seines Werkes, die Ethik, die alle wissenschaftlichen Ethiken als „Lächerlichkeiten“ geißelt und nur einige dürftige Vorschläge zu einer „Staatspädagogik“ bringt, dürfen wir an dieser Stelle schweigen.

Wir sind am Ende des seltsamen Buches, nicht aber, trotz WAHLE, am Ende der Philosophie. Um dieses Werkes willen sollten die philosophischen Berge durch Jahrtausende gekreist haben? Nein, wahrlich nicht! La philosophie est morte — vive la philosophie!

W. STERN (Breslau).